

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 10

Artikel: Die Wildentenstory
Autor: Eymann, Lydia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Wildentenstory

Von Lydia Eymann

Illustrationen Roland Thalmann

Es war Mitte März, als ich erstmals unter einem Kastanienbaum im Garten eine Stockente entdeckte. Sie schlief, den Kopf unter die Flügel gesteckt, acht Meter von der Straße entfernt. Ich dachte mir, sie sei, müde von der Reise nach Norden, für kurze Zeit hier gelandet um zu rasten. Zwei Tage später war sie jedoch wieder an derselben Stelle, diesmal in Begleitung eines prächtigen Erpels. Beide schliefen. Da beschloß ich, diese seltenen Gäste zu beobachten. Ich ahnte damals nicht, daß ich fünf Jahre lang unzählige Stunden mit dem Beobachten der Wildenten in unserem Garten verbringen würde.

Das Gelege im Johanniskraut

Langezeit sah ich die Enten weder zu- noch abfliegen. Sie waren einfach auf einmal da. Nach einigen Tagen fand ich fünf Meter von der Hausmauer entfernt vor dem Wohnzimmerfenster in den noch braunerfrorenen Johanniskrautbüschen die brütende Ente. Sie rührte sich nicht, und ihr braunes Federkleid verschmolz mit den braunen Blättern zu einem unauffälligen Ganzen.

Das Wohnzimmerfenster erwies sich als äußerst günstiger Beobachtungsposten, und da saß ich nun stundenlang und wartete. So sah ich endlich nach einigen Tagen, wie die Ente zum Nest hinschlich, anders kann man es nicht bezeichnen, und wie sie es später wieder verließ.

Die Zeremonie war stets dieselbe. Die Ente flog mit dem Erpel einige Runden ums Haus, dann spiraltten sie immer tiefer, um schließlich in der Mitte des großen Rasens, dort, wo sie ringsherum die weiteste Sicht hatten, zu landen. Da standen sie, mit gestreckten Hälsen nach allen Seiten sichernd. Der Erpel quakte leise, dann schlich die Ente weg, in Richtung Nest. Je näher sie diesem kam, desto tiefer duckte sie sich, und schließlich kroch sie die letzten Meter auf dem Bauch. Der Erpel folgte ihr in einiger Distanz, mit hochgerecktem Kopf, leise quakend. Die En-

te rückte ein paarmal hin und her im Nest und saß dann still, und sobald sie ruhig war, flog der Erpel auf und verschwand. Nach zwei bis drei Stunden kam er zurück und rief, diesmal laut und energisch; die Ente lief auf dem kürzesten Weg aus dem Nest zum Erpel hin und beide flogen ab. – Das verhältnismäßig kurze Verweilen im Nest bedeutete, daß ein Ei gelegt worden war.

Von diesem Zeitpunkt an – so behaupten wenigstens meine Freunde – begann meine «Entenpsychose».

Da der Hauseingang nur etwa zehn Meter vom Nest entfernt war, hätte ich am liebsten dem Milchmann, dem Briefträger und überhaupt allen, die zu uns kamen, den Zutritt verboten. Wenn uns jemand besuchte, stand ich mit warnend erhobenem Finger am Gartentor und geleitete die Besucher flüsternd und auf Zehenspitzen zum Haus. – Noch heute, zwölf Jahre später, fragen mich Freunde, die ich längere Zeit nicht mehr gesehen habe, zuallererst und sehr vorsichtig, so, als würden sie sich nach meinem Geisteszustand erkundigen: «Hast du die Enten noch?»

Eine Tragödie spielt sich ab

Solange die Ente Eier legte, war sie nachts abwesend. Sie bedeckte die Eier mit Gras und Blättern und flog mit dem Erpel, der sie stets abholte, weg. Eines Tages jedoch waren 14 Eier im Nest – sie bedeckte diese mit ihren ausgerupften Flaumfedern und begann zu brüten. Der Erpel holte sie nun jeweils um sechs Uhr abends ab, und schon nach einer Stunde kamen beide zurück und die Ente verschwand eiligst im Nest. Und Ende April frühmorgens lief sie mit einer Schar Junger auf dem Rasen umher! Es waren kleine, flaumige Bällchen, zehn braune und zwei gelbe.

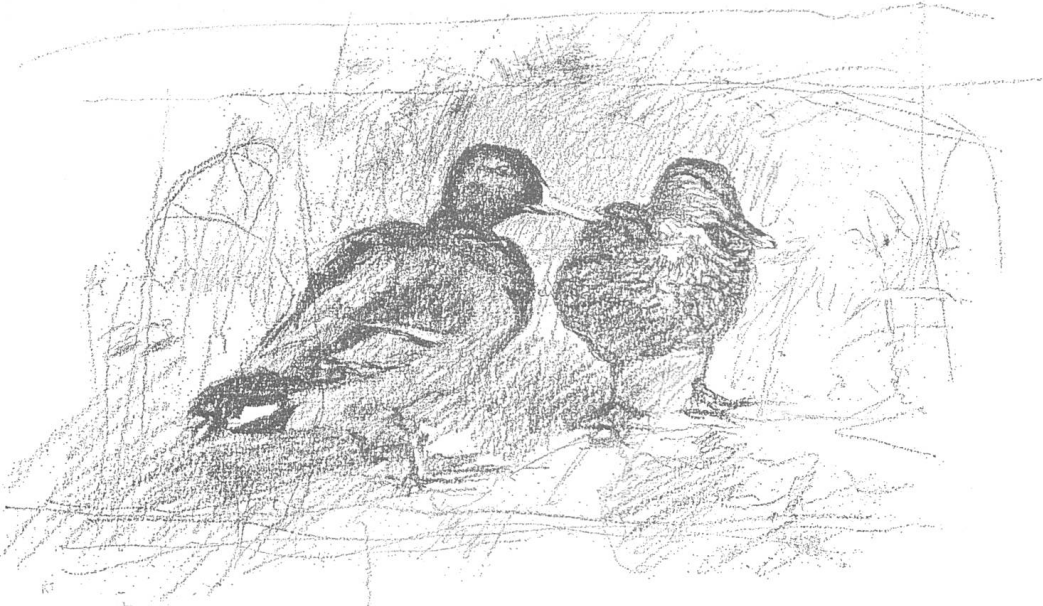
In aller Eile füllte ich ein rundes Blech mit niedrigem Rand mit Wasser und stellte es möglichst weit vom Haus entfernt auf. In einen großen Blumenuntersatz gab ich etwas Kükenfutter. Beides wurde von den En-

ten angenommen. Die Entenmutter stieg ins Bad und die Jungen ihr nach. Aber die Anlage genügte offenbar nicht. Das Bad dauerte nur kurz, dann lief die Ente der Hecke entlang hin und her und hin und her, und hinter ihr torkelten die Kleinen. Sie suchte einen Ausgang, um zum Bach zu gelangen, der etwa einen Kilometer von unserem Haus entfernt ist.

Versuchsweise öffnete ich ein kleines Stück des Drahtgeflechtes, das den Garten einzäunt. Die Lücke wurde sofort entdeckt, und bald stand die Schar draußen, am Rand der Straße, die Kleinen alle ganz nah bei der Mutter. Aber die Ente wagte die Straße nicht zu überqueren. Sie kam in den Garten zurück, und ich verschloß das Loch. Da kam mir der Slogan «Die Polizei – Dein Freund und Helfer» in den Sinn; ich wußte, daß in London und auch in Zürich, wo schon Enten bei der Universität brüteten, die Polizei für kurze Zeit den Verkehr stoppte, wenn die Entenmutter mit den Jungen dem Wasser zustrebte. Dies versuchte ich den Beamten am Telefon zu erzählen und zu erklären. Aber ich wurde ausgelacht; es war hoffnungslos.

Am darauffolgenden Morgen waren nur noch elf Entchen bei der Mutter, und wieder lief sie mit ihnen auf und ab, der Hecke entlang. Am dritten Tag waren es noch drei, am vierten lief die Ente mit dem letzten und einzigen Jungen der Hecke nach, flog dann über diese ins freie Feld und lockte und lockte, aber das Kleine konnte nicht heraus, und ich konnte ihm nicht helfen. Und am fünften Tag lief die Ente allein durch den Garten und rief und lockte... vergebens... die Tragödie war zu Ende. – Was war geschehen?

Uns gegenüber, am Rand des großen Feldes, wohnten verschiedene Tierfreunde. Die einen hielten Katzen, die andern fütterten Krähen. Die Krähen überflogen dreimal am Tag meinen Garten, um bei den Nachbarn die Mahlzeitenreste aufzufressen, die man ihnen streute. An diesem fünften Morgen hatte ich gesehen, wie eine Krä-



he mit dem letzten kleinen Flaumbällchen wegflog zu ihrem Horst. Und ein Katzenfreund gestand mir Jahre später, er hätte damals im Keller Entenfüßchen gefunden.

Ein Weiher muß her

Zwei Tage nach diesem tragischen Geschehen schliefen Ente und Erpel unter dem Magnolienbaum.

Nun mußte Wasser her! Ich rief einen befreundeten Baumeister an und bat ihn inständigst, er möge mir in kürzester Zeit einen Weiher erstellen. Da wir damals noch nicht in der Hochkonjunktur standen, kam er sozusagen postwendend, und wir suchten einen günstigen Platz.

Weil es zu einem Weiher nicht nur einen Zulauf, sondern auch einen Ablauf braucht, mußten wir uns entschließen, den Weiher an der ungünstigsten Lage, nämlich vor dem Haus, nahe bei der Straße zu bauen, wo die Kanalisation erreichbar war.

Anderntags waren sechs Mann mit einem Kompressor da. Die Rasenziegel wurden sorgfältig ausgestochen, der Humus weggeschafft und der Boden mit dem Kompressor gelockert. Und da wurde wahr, was ich einmal in einem alten «Oeconomischen Lexicon» aus dem Jahr 1731 gelesen hatte. Da hieß es über die Regenwürmer unter anderem: «Um Regenwürmer mit leichter Mühe zu überkommen: Man nimmt nemlich einen starcken, dicken, und bey dritthalb Ellen langen Stock, spitzt solchen unten als einen Pfahl zu, und stößt ihn bey nahe eine halbe Elle tief in den Erd-Boden, rüttelt hernach, da man unterdessen mit denen Füßen beständig stehen bleibet, denselben bey einer guten Viertel-Stunde immer hin und wieder, nicht

anders, als wenn man solchen wollte herausziehen, und wenn er ja unter dem Rütteln auch so locker würde, daß er nicht mehr in dem Erd-Boden haftete, so kan man solchen nur mit einer Heftigkeit wieder hineinstoßen. Durch diese unermüdete Beweg- und Rüttelung werden sich fast alle Regen-Würmer bey einer Ruthen weit im Umkreiss heraus begeben und sich finden lassen.» – Kaum ratterte der Kompressor, so wurde der von etwas Regen leicht feuchte Rasen lebendig! Zu Hunderten kamen rund herum die Regenwürmer hervor. Sobald die «Rüttelung» aufhörte, verschwanden die Würmer wieder.

Innerhalb von zwei Tagen war der Weiher erstellt, der Rand wurde mit Platten belegt, und gegen Abend des dritten Tages wurde er feierlich mit Wasser gefüllt. Bevor die Nacht hereinbrach, kamen die Enten vorsichtig vom andern Ende des Gartens herbeigeschlichen. Blitzschnell stürzten sie sich ins Wasser, und dann begann ein Schwimmen, Planschen und Tauchen, und man sah förmlich, wie sie sich freuten.

Weil es gerade Samstagabend war, lud ich ein paar Freunde zur «Weihereinweihungsfeier» ein. Als ich zu später Stunde nochmals voller Besitzerstolz zum Weiher trat, da leuchteten im Gras Weihnachtskerzen, und auf dem dunklen Wasser schwamm ein Schwan aus Zelluloid...

Futterneid

Ich stellte ein Plastikbecken mit Weizen in die Nähe des Wassers. Das Futter wurde sogleich akzeptiert. Aber die Enten liefen mit jedem Schnabel voll Weizen zuerst zum Wasser und befeuchteten das Futter. Die Spatzen

kamen, und in kürzester Frist war das Becken leer – aber den Enten war nur wenig zugefallen. Da füllte ich das Gefäß zur Hälfte mit Weizen und bis zum Rand mit Wasser. Das paßte den Enten besser, und die Spatzen waren für kurze Zeit ratlos. Dann jedoch setzten sie sich, einer dicht neben den andern gedrängt auf den Rand des Beckens. Jeder nahm einen Schnabel voll Wasser und schüttelte hierauf energisch den Kopf. Von weitem sah es aus, als ob ein neuartiger Wasserzerstäuber in Betrieb genommen worden wäre, und mit Geduld und Ausdauer kamen die Spatzen schließlich doch zum Futter. Erst nachdem ich ein Plastikbecken mit hohem Rand gefunden hatte, blieben sie weg.

Die Enten kamen nun alle Tage, blieben tagsüber da und flogen abends weg. Sie hatten sich langsam an mich gewöhnt, sie kannten meine Stimme und vorerst meine Werktagskleidung. Sie waren jedoch nicht zahm, und wenn ich mich ihnen im Sonntagsstaat zeigte, dann liefen sie weg und beäugten mich mißtrauisch aus etwa zwanzig Meter Distanz. Eines Tages waren drei Enten da. Dann brach der Winter herein. Die Enten tauchten nur noch gelegentlich kurz auf Freßbesuch auf. Das Futter mußte ich, damit es nicht einfro, abends trocken zum Weiher stellen. Am andern Morgen fand ich jeweils Fußspuren im Schnee und wußte dann, daß meine Gäste dagewesen waren.

Hitzige Kämpfe

Auf dem alten Nistplatz errichtete ich Anfang März eine Art Pyramide aus drei Tannästen, damit der Platz bei spätem Schneefall trocken bleibe. Wenige Tage später spazierte meine Ente zum Nest und inspizierte es gründlich.

Eines Tages flog das alte Paar in Begleitung einer häßlichen Bastardin mit weißem Halsring und weißbraunen Schwingen ein, und alle blieben lange Zeit am Weiher. So mußte ich die Tiere fortan mit Namen benennen,

Die Wildentenstory

um in meinem Tagebuch einigermaßen die Ordnung aufrechtzuerhalten. Es war da ein Unterschied zu machen zwischen dem häßlichen, verbasternten, oft auch bössartigen Tier und den beiden reinrassigen, schönen und gutartigen Enten.

Die Ente des alten Paares nannte ich Anitra, den Erpel Töni, die Bastardin Elvira. Alle drei kamen und gingen, blieben oft den ganzen Tag und manchmal nur ein paar Stunden. Einmal flog ein kleiner Erpel mit den andern ein, wurde aber von allen dreien verjagt. Anitra bezog bald das Nest unter den Ästen, während Elviras Besuche seltener wurden. Bald stellte ich fest, daß erstere beim Baden und beim Putzen Flaumfedern verlor, ein Zeichen, daß wohl bald irgendwo junge Anitrensprößlinge ausschlüpfen würden. Abnehmer für verlorene Flaumfedern waren allezeit die Spatzen. Sie umstanden jeweils die sich putzenden Enten und trugen sofort die Federn weg. In dieser Zeit sind wohl alle Spatzennester der näheren und weiteren Umgebung mit weichen Flaumfedern gepolstert gewesen.

Eines Tages kam ein großer, alter Erpel mit einer mir nicht bekannten Ente. Da wurde der Garten zum Kampfplatz. Man prügelte und verfolgte sich stundenlang. Oft sah ich nur eine Federkugel mit drei Köpfen im Rasen herumrollen – eine Ente und zwei Erpel. Damals glaubte ich noch eingreifen zu müssen und rannte schreiend dem Knäuel nach. Weil die Enten sich aber längst an meine Stimme gewöhnt hatten, machte mein Schreien gar keinen Eindruck. Es war mir damals noch nicht bekannt, daß in der Brutperiode solche Kämpfe üblich sind, und ich erwartete, nachher das «Schlachtfeld» mit Toten und Verwundeten übersät zu finden. Jedesmal fanden sich auf dem Kampfplatz indessen lediglich ein paar Federn, die prompt von den Spatzen gesammelt und wegspeidiert wurden.

Tödlicher Schneefall

Inzwischen brütete Anitra weiter, und

als eines Tages auf den Tannästen über dem Nest eine Krähe saß, da wußte ich, daß die Geburtsstunde nahte. Tatsächlich schwamm anderntags Anitra mit 14 Entchen im Weiher herum, mit 12 braunen und wieder 2 gelben munteren Bällchen. Nach den im vergangenen Jahr gemachten Erfahrungen wurde nun ein Wachdienst organisiert. Freunde hatten sich anerbaten, mir dabei zu helfen, und im Turnus stand jemand zur Zeit der ersten Morgendämmerung mit einem Flobertgewehr im Garten, um Krähen und Katzen abzuwehren.

Doch das Unheil nahte diesmal in ganz anderer Form: Es fing an zu schneien, und Anitra mußte Tag und Nacht die Kleinen unter den Flügeln erwärmen. Dann schmolz der Schnee, doch das Wetter blieb kalt. Zwischenhinein versuchte die Ente, mit den kleinen Entchen zu laufen, aber vom langen Sitzen und wohl auch von der Kälte war sie ganz verkrampft und hinkte, oft fiel sie hin und stand nur mühevoll wieder auf. So schleppte sie sich durch den Garten, und dann auf einmal fiel das erste der Kleinen um, zappelte ein wenig – und starb. Die Ente beachtete es nicht und lief weiter, und ein zweites starb, und ein drittes, und hilflos mußte ich dem Sterben zuschauen. Als es nach einigen Tagen wärmer geworden war, waren nur zwei Entchen übrig, ein braunes und ein gelbes.

Die Ente hinkte noch lange Zeit sehr stark. Sie hatte nun aber wieder angefangen, mit dem Erpel wegzufiegen, das heißt, er holte sie gegen Abend ab zu einem Erholungsflug. Erst ging sie mit den Kleinen an den Rand des Weihers, quakte leise, worauf sich die beiden Entenkinder eng zusammenkuschelten und tief auf den Boden duckten und mäuschenstill blieben. Hernach lief Anitra auf den Rasen hinaus, den Kopf hochgestreckt und schon war Töni in der Luft, vom Bach hergeflogen und lockend, und Anitra stieg auf, verschwand mit ihm in Richtung Bach und kam nach etwa dreiviertel Stunden wieder zurück.

Eierdiebe

Während der Zeit, da im Garten der Tod unter den kleinen Entlein wüthete, kam eine fremde Ente am frühen Morgen und abends zum Futter und benahm sich sehr seltsam. Sie hinkte und torkelte herum, fiel ins Wasser, schien fast zu ertrinken, kroch mühsam heraus, blieb für kurze Zeit mit ausgebreiteten Schwingen liegen, fraß zwischenhinein eiligst und flog dann auf einmal wieder ab.

Ich hatte inzwischen auf dem Feld, etwa 120 Meter vom Garten entfernt, ein Entennest entdeckt. Der Landwirt, der das Land bebaute, hatte es mit einigen Tannästen abgedeckt. Bald einmal merkte ich, daß die «verrückte Fanny» – so hatte ich sie getauft – auf Umwegen zu diesem Nest hinflieg. Das seltsame Gebahren war die typische Entenmuttermethode, die angewendet wird, um den Feind zu täuschen. So hatte mich einst am Bach eine Entenmutter zirka achtzig Meter weit von den Jungen weggelockt, indem sie fast vor meinen Füßen herumkroch, sich überschlug, liegen blieb bis ich sie beinahe ergreifen konnte, und als sie mich dann genügend weit von den Jungen weg hatte, flog sie auf einmal mit einem fröhlichen Quak auf und kehrte zu den Jungen zurück.

Nun kontrollierte ich ab und zu das Nest. Eines Tages fand ich unter den Ästen Konservenbüchsen, die mit Spaghetti und andern italienischen Spezialitäten gefüllt waren! Fanny war zur Eierlieferantin geworden. Ich fand jeweils nur ein bis zwei Eier im Nest, welches sie, während sie drinnen saß, mehr und mehr verbesserte, indem sie Blätter und Erde zu sich heranzog. Dadurch wurde das Nest immer höher und glich bald einer etwa dreißig Zentimeter hohen Burg. Aber gegen diese Art von Nesträubern ließ sich damit natürlich nichts ausrichten. Als der Bruttrieb zu Ende war, verließ die Ente das Nest und verschwand.

Strenge Erziehung

Unterdessen wurden im Garten die



Die Wildentenstory

zwei Jungen zu perfekten Enten erzogen. Zuerst mußte das Tauchen erlernt werden. Anitra machte es vor, indem sie tauchte und unter Wasser umherschwamm. Hernach packte sie das eine Junge am Nacken und drückte es unter Wasser. Dann mußte das zweite dieselbe Prozedur über sich ergehen lassen. Hierauf wurde gelernt, wie man sich vor dem Feind versteckt. Wenn eine fremde Ente einflog, mußte man auf dem Bauch bis zur nächsten Deckung kriechen und dort mit dem Kopf am Boden ganz still und flach liegen. Das gelbe Entchen war jedoch trotz der Deckung manchmal gut sichtbar, und wenn fremde Enten einflogen, wurden die beiden am Nacken gepackt und arg verdroschen, weil sie nicht fliehen konnten.

Es begannen große Spaziergänge durch den ganzen Garten. Nur selten wurden Anitra und ihre Kinder vom Erpel begleitet, vor dem die Kleinen großen Respekt hatten. Er lief dann stolz hinter der Familie drein, mit hoch erhobenem Kopf und höchst aufmerksam. Wenn alle zurück am Weiher waren, sprach er sein scharfes Quak, die Ente gab dieses an die Kinder weiter, welche sich sofort hinter ein Grasbüschel duckten, und dann flogen die Eltern ab, zu einem Urlaub von etwa zwei Stunden. – Während dieser langen Zeit blieben die Kleinen unbeweglich hinter ihrem Grasbüschel zusammengekauert!

Bis ungefähr Ende Juni war die Sprache der Kleinen ein Piepsen ähnlich demjenigen der Küken. Das Braune hieß nun Bruna, das Gelbe taufte ich Donald, einfach deshalb, weil ich wünschte, daß die zwei Jungen ein Pärchen wären. Zufälligerweise hatte ich die Namen, wie es sich später herausstellte, richtig gewählt. Bruna begann zuerst die Piepslaute mit etwas unsicheren Quaklauten zu vermischen. Donald war im Lernen etwas zurückgeblieben und schien auch etwas schwerfälliger zu sein. Er piepste länger als Bruna, und als er endlich das Quaken erlernte, tönte es ganz anders, und daran waren wohl

die Hausenten schuld, die sich irgendwo unter seinen Vorfahren befinden mußten, wofür schon allein die weiße Farbe zeugte, die er allmählich bekam.

Mitte Juli begannen die Flugübungen. Anitra stand am Weiher und machte alles vor. Sie stellte die Füße zusammen, erhob die Brust, streckte den Kopf, streckte die Flügel gut und hob sie zuerst nur etwas an, darauf flog sie über den Weiher und landete wieder. Bruna ahmte nach und flatterte etwas plump über ungefähr zwei Meter hinweg. Donald der Weiße war klüger. Er lief zur nahen Böschung und flatterte von dort aus in den Weiher.

Flügge

Die Übungen gingen unentwegt weiter, und eines Tages waren die Jungen weg. Später vernahm ich ein klägliches Piepquaken vor dem Gartentor, und wer stand davor? Bruna und Donald waren über die Hecke geflogen, und mit großer Vorsicht, um sie nicht zu ängstigen, öffnete ich das Tor, und sie rannten beide zum Weiher zurück. Sie waren nun beinahe erwachsen, und Anitra blieb nicht mehr bei ihnen über Nacht. Bruna hatte das vollkommene Fliegen rascher erlernt als Donald, und bald einmal drehte sie ihre erste vorsichtige Runde ums Haus. Erst etwa 14 Tage später absolvierte auch Donald seinen ersten Rundflug, und der Anblick des nunmehr reinweiß gewordenen Tieres in der Luft war wundervoll. Ende Juli verschwanden die beiden Jungtiere, und der Weiher lag nachts ruhig da. Tagsüber war jedoch stets ein Kommen und Gehen von verschiedenen Enten und Erpeln, auch Bruna kam zum Fressen, und nur Donald zeigte sich nicht mehr.

Von Ende Juli an blieben die Erpel weg, denn die Mauser hatte begonnen. Sie verlieren dann ihre schöne Farbe, der grüne Kopf wird braun, und bald sehen sie aus wie etwas kränkliche Enten. Sie bleiben zusammen mit ihren Geschlechtsgenossen während dieser Zeit in den Wassermatten.

Jagd und Jäger

Dann kam der Herbst und damit die Jagd... Erst war der Garten verwaist, doch sorgte ich für alle Fälle für Futter. Und eines Abends, als ich gewohnheitsgemäß den Weiher beobachtete, fielen sechs Enten ein, fraßen eiligst und flogen weg, als es gerade dunkel ward. Der Besuch dauerte kaum fünf Minuten, die Enten waren scheu und aufgeregt. Am folgenden Abend kamen zwölf Enten – und der Anführer war... mein weißer Donald. Unter seiner Führung kamen sie nun jeden Abend bei anbrechender Dunkelheit, und manchmal waren es bis zu dreißig Stück. Es war eine recht seltsame Zeit. Um die Enten besser beobachten zu können und um sie nicht zu vergrämen, löschten wir jeweils die Lichter im Haus.

Damit es nicht zu viel Streit gebe, hatte ich auf dem Rasen acht Plastikbecken verteilt. Nach dem Besuch der Enten waren immer alle leergefressen; sie flogen manchmal über die Straße in Richtung Bach, kaum fünf Meter über den Köpfen der Passanten, und keiner merkte es. Wenn einmal zufälligerweise ein Fußgänger den Kopf hob, dann war der Spuk längst vorbei, und die Enten waren in der Dunkelheit verschwunden.

Im Frühling kamen die Anitra, Bruna, Elvira, Töni und wie sie alle hießen, zurück, und die Kämpfe begannen aufs neue. Eine der alten Getreuen blieb eines Abends am Weiher. Nach zwei Tagen war sie tot, die Flügel weit ausgebreitet, ohne äußere Verletzung. Dann geschah es, daß mit den Stockenten eine Spießente einflog. Ihr auffälligstes Merkmal sind die spitzen Schwanzfedern. Sie war etwas scheu, fraß jedoch mit den Gefährten und flog mit ihnen wieder weg.

Ich hatte bemerkt, daß in ruhigen Zeiten der Weg zum Bach in Etappen zurückgelegt wurde. Die erste Etappe war ein großer Weiher im Areal einer Fabrik, wo sie von einer Tierliebhaberin gefüttert wurden. Da-



raufhin flogen sie in den Garten eines Jägers, der jeweils seinen Hühnern Stockenteneier zum Brüten unterlegte und somit stets eine Anzahl Enten im Garten hatte. Dort vollendete sich das Schicksal der Spießente. Sie hängt heute noch an der Wand als Trophäe, kopfabwärts, ausgestopft und etwas verstaubt und erfüllt mich mit Bitternis, jedesmal wenn ich sie erblicke.

Wie eine Krankheit ist dann nach und nach die Zivilisation ausgebrochen. Erst wurde entlang der Gartenhecke die Kanalisation erstellt. Der Lärm der Bagger hielt die Enten vom Nestbau ab. Dann wurde an derselben Hecke eine Straße gebaut. Die Enten besuchten meinen Garten noch ab und zu im Winter und taten sich am Futter gütlich, das ich ihnen hinstellte. Auf Wunsch der Jäger wurde dann das seit zwanzig oder mehr Jahren bestehende Schongebiet, welches an die dem Garten entlang führende Hauptstraße grenzte, aufgehoben. Es war ja bekannt, daß die «ansässigen» Stockenten, sobald der erste Schuß bei Beginn der Jagdsaison fiel, sich schleunigst in die Schongebiete verzogen, und daß nur die Durchzügler von den Jägern erlegt wurden. – Sobald jedoch das Schongebiet aufgehoben war, verschwanden die Enten ganz und kamen nicht wieder!

Das Geschenk

Vor ungefähr drei Jahren fand ich eines Tages zwei Erpel und drei Enten am Weiher. Wohlmeinende Freunde hatten sie dort ausgesetzt. Sie sind amputiert und können somit niemals mehr richtig fliegen. Im Frühjahr kämpfen sie um die besten Nistplätze, und um des lieben Friedens willen mußte ich in der entferntesten Ecke des Gartens ein kleines Seerosenbecken einrichten, damit jedes Paar in der Brutzeit seinen Schwimmplatz hat. Chef der Familie ist der «Hinkende», ein alter Erpel, der etwa zehn Jahre auf dem Buckel trägt, stark humpelt und trotzdem das Kommando führt. Sie leben friedlich beisammen, alle fünf, bis etwa Mitte Dezember. Dann fangen die Streitig-

keiten an, und im März wandert der jüngere Erpel mit einer Ente aus, auf die andere Seite des Gartens. Der Hinkende bleibt mit zwei Frauen am Weiher. Fröhlich geht der eine Erpel hinüber zur andern Familie und prügelt den Rivalen, am Abend geschieht dasselbe auf umgekehrte Weise. Die Enten suchen einen günstigen Nistplatz und legen Eier, bis zu 14 Stück. In den letzten Bruttagen, wenn in den Eiern bereits die Entlein vorhanden sind, kommt vom Bahnhof her, etwa aus 400 Metern Entfernung, wo er in den Weichenlöchern haust, der Marder. Gegen elf Uhr nachts höre ich die Warnrufe der Enten, sause in den Garten, und finde die Nester voller Eier. Es nützt nichts, herumzusehen und zu lärmern, am Morgen sind die Nester leer, und nicht eine leere Schale ist zu finden.

Dreimal bauen die Enten ihr Nest, immer näher zum Haus hin, wohl hoffend, daß so nahe bei den Menschen sich kein Marder hinwagt. Und dreimal werden die Nester kurz vor dem Schlüpfen der Jungen geplündert. So holt sich der Marder in einer Brutperiode mehr als hundert Eier. Der Wildhüter sieht nicht gern, wenn man Fallen stellt. Der Marder sei in Fabriken und auf Materiallagerplätzen beliebt, weil er die Ratten jagt, und zu dem Zeitpunkt, da die Enteneier «reif» sind, hat er Junge.

Von all meinem Schimpfen und Im-Garten-Herumschreien ist auch dem Marder allmählich meine Stimme bekannt geworden. Und so geschah es eines späten Abends, als ich den Nachtschnellzug nach dem Ausland nehmen wollte und auf dem einsamen Perron auf den Zug wartete, daß wir uns begegneten. Ich bemerkte bei einem abgestellten Güterwagen irgend etwas, das sich bewegte. Dann sprang ein Tier auf die Treppe zum Bremserhäuschen. Es lief über die Plattform gegen mich her, und da erkannte ich ihn und beschimpfte ihn wie üblich. Er machte «Männchen», putzte mit den Pfoten seine Schnauze und schien mich auszulachen. Als der Zug einfuhr, verschwand er.

Der Hinkende macht mir in der Brutzeit große Sorgen. Er hat letztes Jahr auf einmal entdeckt, daß er «per Flügel» doch rascher über den großen Rasen zu seinem Rivalen kommt. Er kann sich, wenn er wütend ist, etwa drei Meter in die Luft erheben, doch manchmal schießt er dann übers Ziel hinaus. So hat er letztes Jahr dreimal die Hecke knapp überflogen und ist mitten im Verkehr auf der Straße gelandet. Ohne auf die Autos Rücksicht zu nehmen, hat er sich dem Gartentor zugewandt und gewartet, bis jemand öffnete. Dann ist er, als ob nichts passiert wäre, zum Weiher gehinkt und hat sich dort gründlich gewaschen.

Nun sehe ich niemals mehr Wildenten ums Haus fliegen und im Weiher oder auf dem Rasen landen. Und niemals mehr sehe ich die Schar sich zum Abflug bereitstellen. Wenn nämlich die Schar in aller Ruhe abfliegen konnte und niemand sie dabei störte, dann geschah dies sehr zeremoniell. Meist war eine Ente, nicht etwa ein Erpel, Anführer. Sie lief zuerst vom Fressen oder vom Baden weg hinaus auf den Rasen. Die andern folgten nach und nach. Erst wurde ein Flügel abwärts nach hinten ausgestreckt, dann der andere, hierauf wurden beide Schwingen über den Rücken gehoben, so daß sich beide berührten. Man lief noch etwas vorwärts, die Anführerin prüfte mit hochgestrecktem Kopf die Windrichtung, alle machten dann einen sehr «gespannten» Eindruck, die anderen streckten ebenfalls den Kopf, quakten leise, als ob sie die Bereitstellung bis nach vorn melden würden, und dann – nach einem scharfen Quak der Anführerin, flog man ab. Sie stiegen auf, als ob sie eine steile Treppe erklimmen würden, und umgekehrt erfolgte die Landung genau wie diejenige eines Helikopters.

Nur etwas ist mir geblieben. Es ist das Klingeln. Ich höre es manchmal am Bach, wenn Enten vorbeifliegen. Sie klingeln mit den Flügeln, und ich bilde mir dann ein, es seien die Nachkommen meiner Freunde, die mich grüßen. 